

Industrie zugeführt werden. Aber selbst die erhöhten Löhne werden zum Theil aufgewogen durch die mitsteigenden Mieth- und Lebensmittelpreise, und beim Rückgange der Conjectur wandert ein Theil zurück, die Mehrzahl bleibt in den Fabriken und hat bei den nunmehr gedrückten Löhnen sich kaum gegen früher verbessert. Bei der Hausindustrie erhalten sich die Arbeiter ihre Connexionen und namentlich die zuletzt Angenommenen bewahren sich die Leichtigkeit des Rückgangs zu den früheren Beschäftigungen. Dagegen ist das Kassenwesen gar nicht und das Armenwesen sehr primitiv auf dem Lande entwickelt, und gerade hier stellen die rapid eintretenden Wirkungen der Conjecturen sehr rasch wechselnde Anforderungen an das Armenwesen. Die grossen Fabrikstädte sind wohlhabender, und die Arbeiter vermögen ihren Ausfall am Lohn durch das communale Eigenthum zu ergänzen, — eine rein communistische Mittesserei der Industrie an dem Eigenthum der nicht gewerblichen Stände.

Das Vorherrschen der Modewaaren-Fabrikation hat den hausindustriellen Betrieb und damit eine ganz andere räumliche Vertheilung und socialöconomische Zusammensetzung der Bevölkerung zur Folge. In Frankreich, wo dieselbe zu Hause ist, findet man daher gar nicht so grosse Industrie-Centren, wie man nach der Grösse und der Bedeutung der Industrie vermuthen sollte: eben weil die Arbeiter zerstreut auf dem Lande unter ganz andern wirthschaftlichen und socialpolitischen Zuständen leben. Oder es herrscht sogar der handwerksmässige Betrieb vor, wie in Paris, wo eine höchst intelligente petite bourgeoisie existirt, die mit grossem Geschick neue Modartikel aufbringt und ausnutzt. Eine solche Kleinindustrie ist, soweit sie auf der Modewaarenindustrie beruht, keineswegs dem Untergange geweiht, vielmehr ist ihre Betriebsweise gesund und lebensfähig. Ja sie wird sich sogar ausdehnen in dem Masse, als die Modewaaren eine immer grössere Rolle spielen werden mit dem zunehmenden Volksreichthum, dem wachsenden Luxus und der steigenden Ungleichheit der Einkommensvertheilung.

IV. Die Lage der Arbeiter.

Solingen hat in der Hauptsache einen hausindustriellen, Remscheid einen handwerksmässigen, in den fabrikmässigen übergehenden Betrieb. Dem entsprechend ist die Gruppierung der Industriebevölkerung eine andere. Solingen und die andern

Orte sind die Centren ihrer Industrie, in ihnen finden die vorbereitenden Operationen statt, wie das Giessen, Walzen und mechanische Schmieden, und die vollendenden, wie das Schleifen, jene Appretur der Stahlwaaren, das Fertigmachen und die Fabrikation der Scheiden, Hefte u. s. w. In Remscheid ist eine jede Werkstatt unabhängig von der andern; in einer jeden derselben vollendet der Meister sein Fabrikat von Anfang bis zu Ende. Die Schmieden liegen daher auf den Bergen zerstreut und höchstens finden gleichartige Gewerbe in einem Orte sich zusammen; in Feld, Hasten und Hütz die Sägen-, in Bliedinghausen und Ehringhausen die Feilen-, in Stachelhausen die Meissel- und Hobeisen-Fabrikation, in Reinshagen die Kleinschmiederei. Ein jeder Schmied kann sich selbständig ansiedeln, wo er will, ohne Rücksicht auf einen arbeitgebenden Kaufmann; das erhöht den trotzig freien Sinn der Bevölkerung. Schon äusserlich in der Gegend und im Hammerschlage prägt sich der Unterschied aus zwischen Solingen und Remscheid: dort die Hügel sanfter, hier höhere Berge; dort ein leichter Hammerschlag auf kleine Messer und Scheeren, lustiger, klingender, rheinischer, — hier ein schwerer Schlag auf Eisen, härter, kräftiger, bedächtiger, westphälischer; „die Remscheider sind grobe Leut!“

Die Arbeiterbevölkerung der Stahl- und Eisenwaarenindustrie lebt in Ortschaften und Gehöften über sechszehn Gemeinden im bergischen Lande zerstreut, in einzelnen Orten wie Solingen und Kronenberg wohl schon ein halbes Jahrtausend alt, in andern Bürgermeistereien etwas jünger. Es ist dies eine reine Industriebevölkerung, und es wäre ganz irrig, sich ähnlich den Weberdörfern des linken Rheinufer ackerbautreibende Ortschaften mit einigen Eisenarbeitern vorzustellen; die Landwirtschaft spielt vielmehr gar keine Rolle; sie beschäftigt z. B. in Solingen nur 1%, in Remscheid 1.6% der Bevölkerung, die Industrie dagegen 64.6% und 76.9%. Die Landwirtschaft ist vollkommen verkümmert; das liegt einmal daran, dass bei dem rauhen und kalten Klima auf der mit Lehm gemischten Grauwacke nichts Ordentliches gedeiht, so dass man in neuerer Zeit die Felsabhänge wenigstens durch Bewaldung zu verwerthen und damit zur Regulirung des Wasserstandes zu verwenden gesucht hat. Ferner liefern die Arbeits- und Capitulkräfte in der Industrie grössere Erträge; ein jeder Erwerb wird dieser sofort wieder zugeführt; ich kenne beispielsweise einen Fabrikanten, der 21 Morgen Landes gekauft hat, aber während fünf Jahren noch nicht dazugekommen ist, einen einzigen davon bestellen zu lassen. In den Weberdörfern des linken Rheinufer wirkt dem die grosse Fruchtbarkeit des Bodens entgegen und sie ist es, welche den „Bur“ zum reichsten und angesehensten Manne des Ortes macht. In den unfruchtbaren Textilgegenden des bergischen Landes finden sich aber

ähnliche Verhältnisse wie in denen der Stahlwaarenindustrie. Der Ackerbau in diesen Gegenden profitirt von der Industrie nichts; im Gegentheil, es werden seine Arbeits- und Capitalkräfte von der letzteren aufgesogen. Das ist eine ganz allgemeine Erscheinung, und zwar zeigt sie sich sogar dort, wo wie im Gouvernement Moskau ein jeder Arbeiter in Folge des Gemeindeeigenthums zugleich auch Landbesitzer ist; in den unfruchtbaren Dörfern Ignatjewo sind 65, in Bachtejewo 16 und in Gschelj 7 % der Landantheile nicht beackert, die Industriearbeiter zu „hauslosen, armen Schluckern“ geworden.¹⁾

Immerhin aber besteht ein gewisser Zusammenhang zwischen Ackerbau und Industrie. Für die sechs Gemeinden des Solinger Industriebezirks und die Gemeinden Remscheid und Kronenberg macht Dr. Oldendorff²⁾ folgende Angaben:

	Schleifer	Eisenarbeiter
Anzahl der Arbeiter	2272	8933
Davon trieben eine Nebenbeschäftigung nämlich Landwirtschaft	153 (6.7 %)	313 (3.5 %)
„ Gast- und Schankwirtschaft	60	118
„ Handel und Krämerei	48	80
	29	79

In der Nähe der grösseren Orte ist die Grundrente schon in dem Masse gestiegen, dass der Besitz oder sogar die Pachtung eines Landstücks verhältnissmässig selten sind; je weiter in die Berge, desto mehr wird es die Regel, dass der Arbeiter neben seiner Wohnung einen Garten oder ein Feld gepachtet hat oder gar besitzt und darauf seinen eignen Bedarf an Kartoffeln baut; auch hält er sich wohl ein bis zwei Ziegen.

An den Wasserläufen liegen die Hammerwercke und Schleifkotten, auf den Bergen die Schmieden. Die Lage der ersteren ist oft eine romantische: hohe laubbewaldete Berge fallen steil in kleine Kessel ab. Darin liegt der Hammer: Wohnhaus und Werkstatt im Winkel an einander gebaut, in der Ecke die Linde. Neugierig über die Schwelle guckt das Hausmütterlein und unterbricht sich im Hausputz, die geöffneten Fenster weisen das zur Schau gestellte Fayencegeschirr. Unten liegen die Küche, das Wohnzimmer und die gute Stube mit der Einrichtung eines wohlhabenden Handwerksmeisters, oben die Schlafkammern für die Eltern und die verschiedenen Zwölfel ihrer Kinder. Die auf dem Hofe herumliegenden Ambosse und grossen Beile verkünden die Art der Fabrikation, russige Schmiedegesellen vor der Thür weisen auf den Meister. Dort

¹⁾ Mein Aufsatz: Die Hausindustrie im Gouv. Moskau. a. a. O. S. 534.

²⁾ a. a. O. S. 34.

steht er, inmitten seiner Werkstätte, die lange Pfeife im Munde und ertheilt seine Befehle; oft wenn es nicht rasch genug geht oder eine Ungeschicklichkeit begangen wird, greift er selbst zu und lenkt das Eisen unter dem Hammer. Ein paar Mal in der Woche geht er hinauf nach Remscheid und besorgt dort die Geschäfte; auch ist er Stadtverordneter und ein eifriges Mitglied der Fortschrittspartei. In der Werkstätte gegenüber der Thüre der Hammer, zu beiden Seiten die Essen, aber ohne Abzüge für den Rauch, in der Ecke das Schleifrad. Das Dach zeigt den Himmel offen und zu ihm hinauf steigt der Rauch, langsam und qualmend, und lässt den Sonnenstrahl durch Myriaden von Kohlen- und Staubatome gehen. In den andern Ecken lagern ungeordnete Haufen von Brettern und Holzstücken. In den meisten Hammerwerken ist jedoch die Werkstätte bedeutend sauberer gehalten und besser eingerichtet, der Hof gereinigt und alles in höchster Ordnung. Häufig sind Wasserwerk und Wohnung getrennt, auch wohnt wohl der Schleifer über dem Kotten.

Unten in den Thälern wohnt nur ein kleiner Theil der Arbeiterbevölkerung, obwohl der reichste (in Solingen etwa ein Fünfzehntel). Die selbständigen Schmiedemeister auf den Bergen wohnen nicht schlechter. Es sind kleine, in Fachwerk aus den einheimischen porösen Ziegeln aufgeführte Häuschen mit einer Verschälung von Brettern, die an den vier oder doch an der Wetterseite gegen den stark anschlagenden Regen mit Schiefer oder in Ermangelung desselben mit Schindeln bekleidet und bedeckt sind. Sie sind meist in den Berg hineingebaut; unten die Werkstatt, genügend gross, hoch und luftig; darüber ein bis zwei Stockwerke und Dachkammern. Mindestens hat der wohlhabendere Meister seine Wohnstube, Schlafkammer und Küche getrennt, oft bewohnt er auch die ganze Etage und noch mehr; das hängt ab von seiner Kinderzahl und der Menge der Gesellen und Lehrlinge, denen er ein oder zwei Zimmer einräumt. Gelingt es einem Meister sich 400—500 Thaler zu erübrigen, so baut er sich ein Häuschen und nimmt 1500—2000 Thaler Hypotheken darauf. Das wird dann zum grössten Sporn zu weiteren Ersparnissen, in schlimmen Zeiten aber auch die Quelle grosser Geldverlegenheiten, aus denen dann das Wechselreiten befreien muss.

Das erfreuliche Bild eigener Häuschen lässt sich leider nur für die selbständigen Handwerksmeister und die Besitzer von Hammerwerken und Wasserkotten entwerfen. Die Lohnarbeiter wohnen weit schlechter, sie haben neben der kalten Schlafkammer gewöhnlich nur eine Wohnstube mit dem Kochheerd, bei grösserer Kinderzahl vielleicht noch ein Zimmer. Beim Feilenhauer, Feiler und anderen einfachen Handarbeitern dient die Wohnstube zugleich als Werkstätte und bei den entfernter lebenden Feilenhauern, die des schwierigen Transportes

wegen an den kleineren Feilen beschäftigt sind, arbeiten sogar Weib und Kinder mit; die letzteren werden vom zehnten Jahre ab auch sonst zum „Kantenkippen“, dem Wegschaffen überhängender Feilenhiebe, verwendet. Doch ist das nur ganz nebensächlich und in den andern Fabrikationszweigen kommen Frauen- und Kinderarbeit gar nicht vor. Die ärmsten Arbeiter sind die zugewanderten, namentlich die aus dem Hessenlande; diese haben niemals etwas besessen und sie bleiben auch besitzlos; sie sind als rohe Kraftarbeiter wie z. B. als Zuhauer u. s. w. oder als Fabrikarbeiter thätig; sie führen das Leben von Schlafgängern. Die Wohnungsverhältnisse sind natürlich nach Ortschaften verschieden. So sollen sie z. B. in Velbert ganz abscheulich sein und nur in Folge der elenden Lage des Arbeiterstandes soll das Handfabrikat der Schlösser sich noch concurrenzfähig erhalten.

Ganz auffallend schön sind die Wohnungen der Kaufleute. Selbst derjenige, der aus den Residenzen und den Bädern des Rheinthals kommt, ist nicht wenig überrascht, dort zwischen Berg und Thal Villen zu finden, welche den schönsten Strassen einer reichen Stadt zur Zierde gereichen würden. — Schon im Jahre 1809 schildern Augenzeugen¹⁾ mit Erstaunen, im Dorfe Remscheid Häuser zu erblicken, welche an Eleganz mit denen der grösseren Städte wetteifern könnten; das seien die Häuser der reichen, in alle Welttheile handelnden Kaufleute, welche sich dieselben in ihren Gärten aufgebaut hätten; in der alten Stadt Solingen lebe alles einfacher, kein solcher Unterschied falle ins Auge, die Gewinne seien gleichmässig vertheilt.

Die Nahrung und Kleidung der Arbeiterschaft hat sich gegen früher nicht unerheblich geändert. Im vorigen Jahrhundert²⁾ herrschte noch die Nationaltracht: Werktags im Sommer eine Kleidung aus derbem Leinen von selbstgesponnenem Flachs, am Sonntag Kniehosen aus Baumwollensammet und eine kurze Jacke; zwischen ihnen kam das reine Hemd zum Vorschein; ferner wollene Strümpfe, Schuhe mit zinnernen Schnallen und eine baumwollene Zipfelmütze. Die Nahrung bestand aus Haferbrot; erst seit den 1780er Jahren wurde Roggen zu bauen versucht und das Brot bestand dann aus einem Gemisch von Hafer und Roggen; um jene Zeit bildete die Kartoffel bereits den Hauptgegenstand fast aller Mahlzeiten. Kaffee war ein Luxus und kam höchstens Sonntags in sehr schlechter Qualität vor; die Sparsamen nannten es „Bankerottwasser“. Morgens gab es Milch oder Haferbrei, Mittags Ge-

¹⁾ Düsseldorf Staatsarchiv. Acta d. Grossherzogth. Berg: Bericht des Obervogtsverwalters in Solingen vom 14. Februar 1809 und Specialstatistik des Arrond. Elberfeld. 1809. Acta 28.

²⁾ Manuscript eines Vortrages des Lehrers Vossnack in Reinshagen. — Derselbe: der Kreis Lennep. 1854.

müse mit Speck; fast jeder mästete ein Schwein; Abends wurden die Reste des Mittagmahls oder ein derber Brei verpeist. Bei hohen Kirchen- und Familienfesten gab es Fleischbrühe, Hülsenfrüchte, auch dicken Reis mit Pflaumen.

Gegenwärtig herrscht unter den Arbeitern die allgemeine bürgerliche Tracht; der rheinische leinene Kittel ist fast durchweg durch einen schwarzen oder dunklen Tuchrock ersetzt. Wollene Unterjacken sind sehr verbreitet; im Winter, bei kalter Witterung, verwahrt der Remscheider gern seinen Hals durch einen warmen Shawl. Die Mahlzeiten richten sich nach der Arbeit. Dieselbe beginnt mit nüchternem Magen um 6 Uhr; um 8 Uhr werden Kaffe mit Butterbrot genossen und zwar wird das bergische Schwarzbrot mit viel Butter beschmiert; um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr kommt das Frühstück, aus einem Butterbrot mit Fleisch oder Käse bestehend, oder das Grobbrot doch mindestens mit einem Feinbrot belegt; bei armen Leuten fällt dieses Frühstück aus. Sie arbeiten dann bis Mittag, wo von 12— $1\frac{1}{2}$ Uhr eine Pause eintritt und das Mahl eingenommen wird: Kartoffeln oder Gemüse wie Kohl, Erbsen, Bohnen u. s. w. und wohl drei Mal in der Woche Fleisch. Um 4 Uhr wird Kaffe getrunken, um 8 Uhr nach eingestellter Arbeit Kartoffeln und Brot gegessen. Die Nahrung ist um so kräftiger, je grösser die Kraftanstrengung ist, welche die Arbeit erfordert; so essen die Zuhauer und Meisselarbeiter mehr Fleisch als die Feilhauer.

Die Lebensweise der wohlhabenderen Handwerksmeister, der Besitzer von Hammerwerken und Wasserkotten ist natürlich eine bessere, sie geniessen häufiger in der Woche Fleisch. Daran nehmen dann auch ihre Gesellen und Lehrlinge theil, die in ihrem Hause wohnen und an ihrem Tische speisen. Mit der Ausdehnung der Werkstätten wächst aber die Zahl der Gehülften, sie finden keinen Raum mehr in dem Hause des Meisters, auch will die Frau Meisterin die viele Plackerei nicht haben; daher sind allmählich die Zuhauer, Tagelöhner und verheiratheten Gesellen ausgezogen und nur die ledigen Gesellen und Lehrlinge beim Meister geblieben. —

Die Gesellen und Lehrlinge theilen überhaupt alle Schicksale ihrer Meister. Mit ihnen feiern sie in schlechten Zeiten, bei günstigen Conjunctionen schaffen sie bis tief in die Nacht, namentlich Samstags dauert die Arbeit durch die Nacht oft 24 Stunden. Ein Schutz der Lehrlinge dagegen und ein Controlle hierüber wird für unmöglich erklärt. Das einzige, was Fabrikanten für ausführbar halten, ist ein hiergegen gerichtetes Verbot in den Lehrvertrag aufzunehmen, — offenbar ein unzureichendes Mittel. Ein anderer Missbrauch wird mit den Lehrlingen getrieben, indem sie gleich vom vierzehnten Jahre an zum schweren Zuschlagen und Abhauen verwendet werden; gegen diese Ausbeutung der schwachen Kraft giebt es bei

günstiger Coniunctur ein Mittel, den Vertragsbruch; in schlechten Zeiten ist keinerlei Hülfe vorhanden. Sehr schädlich wirkt ferner das Feilen, wenn nicht darauf geachtet wird, dass das linke vorgestemmte Bein, auf welchem die volle Last des Körpers ruht, in normaler Lage bleibt; vergebens hat man den Meistern anempfohlen, darauf zu achten; der Reisende ist erstaunt über die Menge von Leuten, welche er auf der Landstrasse mit einem nach innen gebogenen Bein sich dahinschleppen sieht. Endlich ist der Transport der schweren Eisenwaaren, den die Frauen und Kinder besorgen, sehr nachtheilig für die physische Entwicklung des Körpers. Am Sonnabend sind alle Wege bergauf, bergab von Arbeitern besetzt, die die länglichen schmalen Körbe mit den Feilen auf der linken Schulter tragen, unterstützt von einer Stange, die auf der rechten ruht.

Dazu kommt die grosse Zahl von Schenken, deren eine in Remscheid schon auf 88 Einwohner kommt, in Barmen und Essen erst auf 241 bezw. 194 Einwohner. Das ist jedoch noch kein Zeichen übermässiger Trunksucht. Einmal bedürfen die Schleifer und Feuerarbeiter schon an sich eines anreizenden Getränkes und die Anfertigung zu schwerer Artikel seitens der vierjährigen Lehrlinge führt sie frühzeitig zum Branntweingenuss. Der schwarze Kaffee ist bei weitem nicht so durchgedrungen, während neuerdings der Branntwein dem Biere zu weichen beginnt. Der Hauptgrund der zahlreichen Wirthschaften liegt für Remscheid in der örtlichen Zerstretheit, eine jede Ansiedelung muss ihre Schenke haben; über ihr Vorhandensein entscheidet nicht die Einwohnerzahl, sondern die Ortschaft. Wer selbst im Herbst in den nassen Thälern und über die windigen Berge auf schmutzigen Wegen bei Regen, Schneegestöber und Sturm hat wandern müssen, wird den Segen solcher Kneipen voll und ganz zu würdigen wissen; dann ist er froh, ein schützendes Dach zu erreichen, sich zu erwärmen, auszutrocknen und zu neuer Fahrt zu stärken.

Obwohl Sprösslinge gesunder, kräftiger und solider Mütter, in ihrem zartesten Alter sorgfältig gepflegt und zu keinerlei harter Arbeit angehalten, leiden die Stahl- und Eisenarbeiter doch sehr unter der späteren Beschäftigung und Lebensweise. Die physische Characteristik der Schmiede ist leicht: flache Brust und gebückte Haltung, derbe volle Arme im Gegensatz zu dem sonst magern Körper. Auffallend gross ist die Anzahl der Todtgeborenen und Militäruntauglichen im bergischen Lande mit seiner uralten Industriebevölkerung und seinen rauen klimatischen Verhältnissen. Es betrug ¹⁾ der Procentsatz der

¹⁾ Dr. Beyer: Die Fabrikindustrie des R. B. Düsseldorf. 1876. S. 11 u. 12 — Beim Ersatzgeschäft in d. Bürgermeisterei Solingen waren

	Todtgeborenen		dauernd		zeitig	
			Unbrauchbaren		Militärpflichtigen	
	1873	1874	1873	1874	1873	1874
in den Kreisen						
Elberfeld	7.20	6.50	13.3	8.1	45.8	45.3
Barmen	6.79	6.44	11.5	5.1	47.8	52.1
Mettmann	7.26	7.51	14.2	7.3	43.8	49.6
Solingen	6.87	6.98	6.8	7.3	57.9	48.0
Lennepe	6.50	7.32	6.6	6.7	55.3	52.6
im Regierungsbezirk						
Düsseldorf	5.21	5.44	7.0	5.5	49.6	48.4

Dr. Oldendorff gibt in seinen tiefgehenden Untersuchungen (auf Seite 63) einen Anhalt für die Bemessung der Sterblichkeit der verschiedenen Arbeiterklassen. Es entfielen von den in den Jahren 1850—74 eingetretenen Todesfällen auf die Altersklassen:

	20—50 Jahr Procente	über 50 Jahr Procente
bei den Schleifern	81.7	18.3
„ „ Feilhauern	66.9	33.1
„ „ Feilern	62.6	37.4
„ „ Eisenarbeitern im engern Sinne	56.3	43.7

Am 1. December 1875 wurden gezählt im Alter von

	20—50 Jahr Procente	über 50 Jahr Procente
Schleifer	95.4	4.6
Feilhauer	91.7	8.3
Feiler	88.3	11.7
Eisenarbeiter	87.9	12.1

Im Laufe der Jahrhunderte ist auf dem gesammten Gebiete der Stahl- und Eisenwaaren-Industrie eine grosse Differenzirung der verschiedenen Klassen nach Wohlhabenheit und Ansehen, nach den wirthschaftlichen, socialen und politischen Interessen eingetreten. Während es früher in der Hauptsache nur selbständige Handwerksmeister mit ihren Gehülfen gab, lassen sich heute drei grosse Gruppen unterscheiden: erstens die Lohnarbeiter in Handwerk, Haus- und Fabrikindustrie,

im Jahre 1871: designirt 365, unbrauchbar 81, der Ersatzreserve II: 17, der Ersatzreserve I überwiesen 26, ein Jahr zurückgestellt 160, zur Einstellung gelangten 77, gerichtlich zu verfolgen waren 4.

zweitens selbständige Handwerksmeister, drittens grosse Unternehmer und zwar wieder Commissionäre, hausindustrielle Kaufleute und Fabrikanten. Die am tiefsten stehende Klasse in geistiger und körperlicher, wirthschaftlicher, socialer und politischer Hinsicht bilden die Lohnarbeiter; ihre Interessen sind entgegengesetzt denen der gesammten Menge der Arbeitgeber und ihre Forderungen widersprechen daher den Forderungen dieser letzteren. Die Lohnarbeiter haben sich allenthalben zur socialdemocratischen Partei geschlagen, und diese ist dort am stärksten, wo der capitalistische Betrieb und damit das System der Lohnarbeit am vollständigsten gesiegt hat, in Solingen; sie sind es, welche für den democratischen Socialisten Herrn Rittinghausen stimmen. Die Handwerksmeister, wie die Kleinschmiede, die Besitzer von Hammerwerken und auch von einigen grossen Wasserkotten, die Fertigmacher, Scheidenmacher u. s. w. stehen zwar auf dem Boden der Arbeitgeber, sie wollen freie Bahn für Alle und überlassen es jedem Genossen aus eigener Kraft oder in freier Vereinigung sein Ziel zu erreichen, aber als kleine Leute sind sie wirthschaftlich, social und politisch radical. Am zahlreichsten sind sie am Gerilsberge, an der Enneperstrasse, in Eilpe und auch in Hagen selbst, und von ihnen wird der Fortschrittsmann, Herr Eugen Richter in den Reichstag entsendet. Am meisten nach Rechts steht die Gruppe der grossen Unternehmer, die gewöhnlich Hand in Hand mit den Handwerksmeistern Front gegen die Lohnarbeiter macht; aus dieser Coalition ergeben sich unter normalen Verhältnissen liberale Compromiss-Candidaten, wie die Herren Jung in Solingen und Dr. Techow in Remscheid; wo jedoch wie am 30. Juli 1878 aus Rücksicht auf die Katholiken im unteren Kreise Solingen der conservative Landrath aufgestellt wurde, stellten die Fortschrittsleute einen eigenen Candidaten auf. In Hagen ist es unter der arbeitgebenden Klasse in Folge der wirthschaftlichen Differenz des Schutzzolls zu einer Spaltung gekommen. Auf der einen Seite die Vertreter des handwerksmässigen und hausindustriellen Betriebes als Freihändler; auf der andern die Fabrikanten und deren Anhang als Schutzzöllner.

Tiefgehende Klassenunterschiede bestehen unter der Bevölkerung der Stahl- und Eisenwaarenindustrie; diese als Gesammtheit dünkt sich aber weit erhaben über alle andern Gewerbe. Das zeigt sich bei Kaufleuten, Meistern und Arbeitern. Der Inhaber eines offenen Ladengeschäfts, mag er auch reicher und gebildeter sein als mancher Exporteur, gilt dennoch als social tiefer stehend; kein einziger von ihnen, obwohl es in Remscheid sehr tüchtige Kaufleute gibt, hat Umgang mit den Comissionären oder kommt am Mittwoch oder Sonntag Abend zum Club bei Alberty. Das Schmiedehandwerk gilt als aristocratisches Gewerbe; in der flotten Zeit

und sogar gegenwärtig bekommen die Schuster und Schreiner keine Gesellen; namentlich die männlichen Dienstboten und gar die gallonirten gelten als Leute, die sich zu Diensten Anderer entwürdigten. Selbst der einfachste Zuhauer hat etwas von diesem Handwerksstolze, und wenn er auch nie wagen würde, sein Auge zu des Meisters Töchterlein zu erheben, so dünkt er sich mehr als ein anderer nicht zur Industrie gehöriger Arbeiter. Es steckt in jedem bergischen Industriearbeiter etwas von dem Gefühl, welches einer ihrer Dichter mit den Worten auszudrücken sucht:

Hör' ich Hämmer kräftig schwingen,
Klopft mir froh bewegt die Brust,
Denn das helle Eisenklingen
Ist mein Leben, meine Lust.
Wenn die Luppen lichtroth glühen,
Funken blitzend, hell und rein,
Zischend aus den Flammen sprühen,
Bin ich stolz, ein Schmied zu sein.

Nicht mit Unrecht hält das Remscheider Volk etwas auf sich. In der That es steht höher als die Fabrikarbeiter unten an der Wupper und als die Industriearbeiter auf dem linksrheinischen Gebiete. Alle geistigen und sittlichen, wirthschaftlichen und socialen Vorzüge des handwerksmässig-ländlichen Betriebes sind ihm noch erhalten geblieben, zugleich die Vorzüge einer alten und hohen Cultur. Welche Kaufmannschaft kann sich rühmen so weit gereist und so unternehmend zu sein als die Remscheider? Der Arbeiterstand ist intelligent, gebildet und sehr energisch, wohlbedacht auf die Wahrung seiner Rechte und Interessen. Die Sitten sind schlicht, einen Luxus wie in Aachen kennt man nirgend im bergischen Lande; bei gleichem Reichthum die höchste Einfachheit, bei gleicher Bildung geringere Prätensionen. Ein solcher Volkscharacter entscheidet in letzter Instanz auch über das wirthschaftliche und sociale Verhalten, über alle Consumtionsgewohnheiten; und hier greift eine Macht ins Leben ein, so unendlich bedeutungsvoll, von solcher Tragweite und von so wohlthätiger Wirkung, dass ihm ein Ehrendenkmal aufgeführt werden muss, — dem Remscheider Weibe.

Das Weib gestaltet im Bergischen die Lage seines Mannes. Das Familienleben bildet die Lichtseite der Industrie. Vor allem sind es ausgezeichnete Hausfrauen mit den Tugenden der Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Wirthschaftlichkeit. Das gilt von den Frauen sowohl der Kaufleute wie der Meister. Selbst in den reichsten Häusern frappirt die schlichte Einfachheit, das gewöhnliche Hauskostüm, das persönliche Handanlegen überall; eine Verbildung hat selbst das Pensionatsleben bei den Mädchen nicht erzeugen können. Und solche Kaufmannshäuser sind die hohe Schule für die Töchter der

Meister. Sehr häufig nehmen diese dort auf ein paar Jahre Dienste, um die feinere Wirthschaft gründlich zu erlernen und eine ähnliche Ordnung dereinst im eignen Hause einzuführen. Oder bei den wohlhabenderen Fabrikanten versteht die Mutter bereits soviel, dass die Töchter im Elternhause ihre Lehrjahre durchmachen können. So vorbereitet, harren sie des Mannes, der sie beruft, seinen Haushalt zu führen.

Die Familienverhältnisse sind patriarchalische, die Sitten strenge. Vielleicht, dass die Schwestern unten im Rheinthale etwas voraus haben durch ihre Schönheit, die Mädchen auf den Bergen stehen höher durch ihre Tugend. Unten in den Fabrikstädten sind es selbsterwerbende, gut gelohnte Mädchen ohne Heim, in der grossen Stadt der Aufsicht sich leicht entziehend und unbewacht vom Mutterauge ihrem Vergnügen nachgehend; der Vater hat seine Gewalt über sie verloren. Oben auf den Bergen gehört die Tochter ins Haus, an den elterlichen Heerd; sie isst des Vaters Brot, geht mit den Eltern aus, der Vater leidet kein Umherschweifen. Da ist keine Grossstadt, wo sie ent schlüpfen kann, ein Jeder kennt sie und beaufsichtigt sie im kleinen Orte. Und kommt ein junger Bursche, so ist, wenn auch schmaler Raum, so doch immerhin Raum vorhanden im kleinen eignen Häuschen des Meisters, um den Freier zu empfangen.¹⁾ Da ist wenig Gelegenheit für das Mädchen, Abends auf dem Heimwege eine Bekanntschaft anzuknüpfen, wenig Aussicht vorhanden, dieselbe auf dem Tanzboden fortzusetzen, um sie in der Heimlichkeit der Nacht zu einem schlimmen Ende zu führen. Und gelingt es dennoch, so ist fast immer ein Eheversprechen vorhergegangen, und derjenige gilt für einen „gemeinen Kerl“, der es nicht einlöst; es sind vielmehr in der Regel die Söhne wohlhabender Leute, welche verführte arme Mädchen der Schande preisgeben.

Die trefflich vorbereiteten Mädchen werden fleissige und tüchtige Hausfrauen. Sie besorgen die gesammte Hauswirthschaft, und das ist eine um so grössere Arbeit, für je mehr Kinder, Gesellen und Lehrlinge sie zu kochen, waschen und nähen haben. Die Reinlichkeit vor allem ist eine staunen-erregende. In reichen Familien ist der Hausputz in Permanenz erklärt. Er fängt am Montag an und endet am Samstag, er durchläuft alle Stadien vom Waschen an bis zum Schrubben und Putzen; unbegreiflich, wie die Männer solches aushalten können. In ärmeren Häusern fasst man sich kürzer, aber

¹⁾ Oben in Velbert und Langenberg herrscht unter den Bauern eine merkwürdige Sitte. Wenn dort eine Tochter erwachsen ist, so wird für sie die Stube links vom Eingange hergerichtet, wo sie sitzt und arbeitet. Dann darf jeder Fremde kommen, mit ihr plaudern und um sie werben. Wehe ihm aber, wenn er sich nach fünf Uhr Nachmittags im Dorfe blicken lässt; dann jagen ihn die Bursche des Orts davon.

selbst die elendeste Hütte erhält am Sonnabend innerlich wie äusserlich eine gehörige Wassercur. Und wenn das Hammerwerk oder die Schmiede im Innern noch so unordentlich sind, — das ist des Mannes Revier, — tritt man ins Haus oder gar in den Garten, dort herrscht die Frau, das ist ihr Reich der Blumen; die verdeckten Lauben, verschnittenen Gesträuche und wohlgepflegten Gemüsebeete sind das Werk ihrer Hand. Nur zur Saat- und Erntezeit legt der Meister das Schurzfell ab oder miethet einen Tagelöhner, um den Weibsleuten zu helfen.

Die häuslichen Tugenden der bergischen Frauen beruhen wohl darauf, dass sie von altersher ein mit Gesellen und Lehrlingen gefülltes Haus zu verwalten und mit geringem und unregelmässigem Verdienst hauszuhalten hatten. Der gegenwärtige Volkscharacter hat die glücklichsten Folgen; das zeigt sich recht deutlich bei einem Vergleiche zwischen den Remscheider Schmieden und den Saarbrücker Bergleuten. Auch diese wohnen auf den Höhen zerstreut, haben eigne Häuschen, ganz vortreffliche Kasseneinrichtungen und ebenso gutes Verdienst wie jene; dennoch ist ihre Lage eine bei weitem ungünstigere. Das ist die Schuld ihrer Frauen. Die Bergmannstöchter sind zu stolz sich durch Dienste in fremden Häusern auszubilden und werden daher schlechte Wirthinnen. Manche Frauen lassen ihre Männer Tag aus, Tag ein mit einem Topf schwarzen Kaffee und einem Stückchen Brot in die Grube fahren; andere wärmen nicht einmal das Essen, sondern stecken es in ein Tuch und dann ins Bett. Sie verstehen nicht eine geregelte Haushaltung zu führen und von Zahltag zu Zahltag zu calculiren: das Leben der bergmännischen Bevölkerung hat man daher nicht mit Unrecht in ein dreitägiges luxuriöses und elftägiges ärmliches Dasein getheilt. In guten Zeiten sind die Frauen verschwenderisch und überbieten auf den Wochenmärkten sogar die Frauen der Aerzte und Ingenieure; in schlechten Jahren verstehen sie aus dem kargen Verdienst nichts zu machen.

Aber auch ins bergische Land ist dem Fabrikbetriebe der Schatten der Eigenthums- und Familienlosigkeit gefolgt. Die Fabrikarbeiter besitzen nichts und ihre Frauen haben nichts, womit sie zu rathe halten könnten; sie verstehen nicht, ein Stückchen Land zu pachten und zu bestellen oder in fremden Häusern zu waschen und zu putzen; auch sie können sich an das System der Lohnarbeit noch nicht gewöhnen. Mit dem Untergange der alten Betriebsformen der Industrie tritt uns auch hier die Auflösung der früheren Eigenthumsverhältnisse und der Verfall des Familienlebens entgegen. Je mehr aus Rücksichten der Technik der Fabrikbetrieb um sich greifen wird und muss, desto dringender wird die Pflicht der denkenden und wohlwollenden Männer, aus Rücksichten der Sittlichkeit

gleich von Anfang an auf eine gesunde Ordnung der Zustände zu sinnen.

Einstweilen gehören oben auf den Bergen die Frau und die Tochter in die Familie, an den Heerd, in das Haus und verstehen es trefflich zu verwalten. Das ist eine entscheidende sociale und wirthschaftliche Thatsache. Darauf beruht das wunderbare Geheimniss, dass der Schmied mit dem geringen Verdienst verhältnissmässig besser zu leben vermag als ein anderer Arbeiter in gleicher Lage. Sein Weib, ein echtes deutsches Weib, wie es die Dichter besingen, ist es, welches hauszuhalten versteht mit dem Wenigen und durch kluges Zurathehalten ihm doch noch eine leidliche Existenz bereitet.

Euer Weib, ihr Schmiede auf den Bergen, ist der sicherste Hort eurer Selbständigkeit, eures Glücks!